

Max Barth: Mord am Maschinenmeister

„Na, und wie fühlst du dich so als Verlagsdirektor?“ fragte Chret lächelnd, während sein Blick durchs offene Fenster über die taunendunklen Gänge strich. Es war schon, wie jeder einmal in der alten Heimat zu sein. Er freute sich auf die Bergwanderungen.

Camille Biffier, sein Schulfreund, war jahrelang auch sein Kollege im großen, hauptsächlich Verlagskonzern gewesen, dessen Wochenschrift „Gerold“ Doktor Chret redigierte. Vor fast einem Jahr war der alte Biffier gestorben, und Camille hatte sich entschlossen, die Leitung des väterlichen Verlags zu übernehmen, da sein Bruder ein Interesse daran hatte und sich auf die Papierfabrik konzentrierte, in der er schon bisher unter der Leitung des Aien gearbeitet hatte.

„Weißt du“, sagte Biffier, „das Leben in unserem Nest hier ist ja nicht gerade aufregend. Aber ich konnte es nicht über mich bringen, den Laden in andere Hände übergehen zu lassen. Mein Urgroßvater hat den „Kirchwalder Anzeiger“ gegründet, und seitdem gehört das Blättchen zur Familie. Ich habe irgendwo irgend-einen Neß Traditionsbewußtsein sitzen. Hebräisch ist es nicht so ohne, sein eigener Herr zu sein. Noch dazu hier, wo wir in einem Radius von zwanzig Kilometern die einzige moderne und wirklich leistungsfähige Druckerei sind. Nie-ber in Kirchwald der Erste als in Rom der Zweite hat schon Caesar gesagt. Wirklich, ich kann nicht klagen: Aufträge für die Abgabe haben wir massenhaft und, wegen der hiesigen niedrigen Tarife, auch von auswärtigen Großfirmen, und was die Blätter anbelangt, so haben wir außer dem ehrwürdigen „Anzeiger“ noch ein gutes halbes Duzend Vereins- und Fachzeitschriften zu drucken. Du wirst die den Betrieb natürlich ansehen; du wirst staunen: Wir haben sogar eine Rotationsmaschine, allerdings nur für acht Seiten. Über das Wunderbare daran ist, daß sie sich tatsächlich rentiert.“

In diesem Moment fiel der Schuß. Biffier war mit einem Satz draußen. Seine ungeduldige Reugier, seine stete Spurngberühtheit hatte ihn von seiner guten Reporter-Gejtempelt. Als Chret durch die Tür trat, sah er den Freund gerade noch im Eingang der Seherei verschwinden. Chret folgte ihm und suchte unterwegs mit einem großen, blonden Arbeiter zusammen, der aus einer Seitentür des Korridors trat.

Der Seheraum war leer; das Gepflapper der beiden Maschinen schwieg. Chret sah sich um. Rechts führte eine Tür in die Druckerei; man hörte das gleichmäßige Rollen und Stampfen der Maschine. In einer Ecke der Seherei stand ein kleiner Heidelberger Kegel und arbeitete rubig drauflos, jaugte das leere Blatt an, legte es an, bedruckte es und legte es feiltlich in einen Behälter ab. Chret warf einen Blick auf den Text irgendein ausländisches Forumlar. Er betrat die Druckerei.

Der Maschinenmeister lag mit ausgebreiteten Armen neben seiner Maschine, das Gesicht der Erde zugewandt. Der Einschuß war im Rücken, und die Kugel, dachte Chret, hatte wahr-

scheinlich das Herz getroffen. Biffier hob den Oberkörper des Toten etwas an und gab dem Kopf eine leichte Drehung. Man sah ein breites, klobig geschnittenes Gesicht mit schwarzem Schnurrbart. Die Augen starrten gläsern ins Leere. Sieht nicht gerade sympathisch aus, sagte sich Chret, auch wenn man sich das Grinsen wegdenkt, daß jetzt auf beinahe obzöne Weise die Zähne entblößt. Daß dem Mann nicht mehr zu helfen war, bedurfte keiner Frage.

Die Maschine arbeitete unverdrossen weiter, druckte, folgte, spudete fertige Nummern des „Anzeigers“ aus. Der Abgelegene war über-voll, die Blätter stießen über seinen Rand und breiteten sich auf dem Fußboden aus. Jenseits der Rotationsmaschine sah Chret eine gewöhnliche Schnellpresse. Die Arbeit an ihr war mitten im Einschleichen unterbrochen worden.

Biffier ließ den Leichnam in seine ursprüngliche Lage zurückfallen und richtete sich auf. Er hatte ähnliche Situationen als Kriminalreporter oft genug mitgemacht; aber jetzt, da sich in seinem eigenen Milieu ein Mord abgespielt hatte, war er doch etwas aus dem Konzept geraten. Er sah ratlos aus.

„Telephoniere“, sagte Chret. „Sag dem Bachmeister Jebon — er ist doch noch nicht pensioniert? — er muß gleich von auswärts die Kriminalpolizei anfordern. In einer Stunde können sie hier sein.“

Biffier verschwand. Einer der Arbeiter begann die überrollenden Blätter aufzuleiten. Die Seher verzog sich langsam in ihren Arbeitsraum. Bald hörte man ihre Maschinen wieder klappern. Der blonde Riese, mit dem Chret im Korridor zusammengeknallt war, nahm eine Kiste mit verbrauchtem Satz vom Boden auf und trug sie in den dritten Raum. Nach kurzem Zögern folgte ihm Chret. Es war die Stereotypie. Der Arbeiter stand beim Ofen und warf die ausgebeuteten Metallseile vorsichtig in das flüssige heiße Metall im Kessel. Die Gußform für die Walze stand offen, mit eingespannter Wafer.

Der Mann hatte drei Fenster. Zwei führten ins Freie; man sah auf die nackte, weiße Mauer irgendeines Nebengebäudes. Durch das dritte konnte man verfolgen, was im Maschinenraum vorging. Chret stellte sich mitten in den Raum: das Innentürchen dedte sich genau mit dem rechten der beiden Außenfenster.

Er kehrte in den Mittelraum zurück. Der Tote lag schwer, maffig neben seiner Maschine, die jetzt ein schwächlicher junger Bursche bediente. Draußen in der Seherei saßen die beiden Maschinenleger an ihren Linotypes. An den Tischen und Pulken arbeiteten drei Hand-seker. Alles in allem acht, dachte er, das heißt sieben ohne den Toten. Einer von diesen sieben muß es sein, wenn es keine Augenarbeit war.

Nach zehn Minuten traf der alte Jebon ein, der seit vierzig Jahren im Städtchen die niedrige Gerechtigkeit verkörperte. Es war sein erster Mordfall, und man konnte ihm ansehen, daß ihm in seiner Haut nicht wohl war. Er hatte zwei Schuppleute mitgebracht.

Er begann mit der Vernehmung: Die Aus-sagen waren einfach, stimmten überein und brachten kein Licht in die Sache. Man hatte den Schuß gehört; Der Mann war umgefallen, und als man ihn aufzuheben versuchte, sah man sofort, daß es mit ihm aus war. Keiner der Arbeiter war mit ihm näher befreundet; tatsächlich hatten alle irgendeinen Groll gegen ihn. Er war ein unfreundlicher Mensch und allge-mein unbeliebt, das war leicht zu merken. Die fünf Seher waren, als der Schuß fiel, im Neberraum, der Stereotypie im Lageraum, am anderen Ende des Korridors, der zweite Drucker arbeitete auf der anderen Seite der Maschine an der Schnellpresse. Er war der einzige, der sich im kritischen Moment im selben Raum befand wie der Tote. Zu allen drei Arbeitsräumen gab es nur einen Eingang vom Korridor her. Drucker und Stereotypie waren nur durch den Seheraal zu erreichen.

Bachmeister Jebon sah streng und mit leichtem Grausen auf den jungen Drucker. „Meier, haben Sie ein Geständnis zu machen?“

„Ja“, stammelte der Mann, „Herr Bachmeister, was denken Sie von mir!“ Er begann eine wirre und überjürgte Verteidigungsbrede. Aber Jebon winkte ab: „Durchsuchen!“

Es wurde nichts gefunden. Ebensovienig bei den anderen. Und auch die Durchsüherung der drei Arbeitsräume ergab nichts.

„Man kann den Revolver durchs Fenster geworfen haben“, warf Chret hin, und Jebon griff aufatmend nach diesem Rettungsanker. Er beorderte seine beiden Schläfen nach draußen. Sie strichen ums Haus herum und schweißelten in alle Ecken und Winkel.

Innterdessen kam der Bezirksarzt und konstatierte als Sachmann den von den Laien bereits festgestellten Tod des Maschinenmeisters. Nach der Lage der Leiche und der Schußrichtung schloß er, daß der Mann, mit dem Gesicht zur Maschine, aus Richtung der Stereotypie erschossen worden war. Damit schied der junge Drucker als Täter aus — wenigstens wenn man ihm glaubte, daß er sich im Moment der Tat dem Meister gegenüber auf der anderen Seite der Maschine befunden hatte. Die Stereotypie war im entscheidenden Augenblick leer.

„Der Schuß muß also von draußen gekommen sein, durchs Fenster“, meinte der Arzt. Chret nickte. „Sieht so aus.“

Die Schuppleute kehrten zurück. Der eine brachte drei Personen. Eine Waffe war nirgends gefunden worden.

„Der Täter hat sie mitgenommen; sie hätte ihn verurteilt“, sagte der Bachmeister. „Es bleibt uns nichts übrig, als auf die Ankunft der Kriminalpolizei zu warten.“

Chret ging in die Stereotypie und lehnte sich zum Fenster hinaus. Etwa einen Meter über der Erde befand sich der obere Rand der Einfassung eines Kellerfensters. Er sprang ungefähr einen Zentimeter vor, und an einer Stelle war ein dunkler, sliß aussehender Rief. Er wartete einige Minuten auf die gegen-überliegende, fensterlose Wand. Dann wandte

er den Kopf nach rechts und sah in ungefähr einem Meter Abstand ein Fenster; er schätzte, daß es zum Lagerraum gehörte. Er drehte sich um. Der blonde Arbeiter hatte die Gußform mit der Waier geschlossen. Er stand am Kessel und rührte mit seinem langstieligen Schöpf-Löffel in der flüssigen Metallmasse. Er schob behutsam die angefeuchtete, verunreinigte Haut zurück, die sich auf der Oberfläche gebildet hatte, und schöpfte eine Kelle von dem reinen Metall. Er ließ es langsam, in dünnem Strahl, in den Kessel hinabrinnen, um zu prüfen, ob es flüssig genug sei. Dann füllte er zwei Kellen in die Gußform und legte den Löffel weg. Ehret trat zum Ofen und nahm die Kelle spielend in die Hand. Er ließ sie langsam in den Kessel sinken: als sie gefüllt war, hielt er sie schwebend, dicht unter der Oberfläche der Flüssigkeit. Dabei sah er den Arbeiter an. Der machte ein gleichgültiges Gesicht und steckte sich eine Zigarette an.

„Soll ich einmal ordentlich drinrumwühlen?“ sagte Ehret.

Der Stereotypist tat einen Zug, dann sagte er: „Wenn's Ihnen Spaß macht. Aber seien Sie vorsichtig. Wissen Sie, wieviel Grad das hat?“ Seine Stimme war heiser.

„O ja, ich weiß. Aber Sie wissen doch auch, daß Stahl bei dieser Hitze noch lange nicht schmilzt?“

Einen Augenblick sah es aus, als wolle der Mann sich auf ihn stürzen, und Ehret nahm den Stiel der Kelle mit dem heißen Metall fest in beide Hände. Dann wandte sich der andere ab und sprang mit einem Satz durchs Fenster.

Vom Raschensaal her rief der Wächmeister: „Was ist denn da los?“

Ehret trat hinaus. „Es tut mir leid, daß ich ihn verjagt habe. Aber ich denke, Sie werden ihn zu finden wissen. Die Theorie von dem Täter, der von draußen kam, war zwar einleuchtend; aber ich wollte doch ganz sicher gehen und keine Möglichkeit ungeprüft lassen. Was die beiden miteinander gehabt haben, weiß ich natürlich nicht; das herauszubringen, ist Ihre Sache. Wenn der Mord Innenarbeit war, war aber der Stereotypist der einzige, der in Betracht kam.“

„Der einzige, der nicht in Betracht kam, würde ich sagen,“ rief der Wächmeister. „Der Lagerraum liegt draußen, am Ende des Korridors.“

„Gerade der Lagerraum“, sagte Ehret. „Bitte kommen Sie einen Moment her. Schauen Sie diese Spur hier über dem Kellerfenster. Hier hat sich eine Fußspur für einige Minuten aufgedrückt, während der Mann die Elbogen auf Fenster Sims stemmte und ruhig sein Ziel abknallte. Das deutet auf einen von außen gekommenen Täter, werden Sie sagen. Richtig. Aber weit her ist er nicht gekommen; nur vom Raschensaal, aus dem Lagerraum. Und dorthin ist er auch sofort zurückgekehrt. Sie können übrigens selbst sehen, daß der Schmutz nicht von Erde herrührt, sondern ganz die Farbe des braunschwarzen, geölten Fußbodens hier hat.“

Er steckte die Pfeife in Brand, die er inzwischen gestopft hatte; dann fuhr er fort:

„Wenn es eine Innenarbeit war — und diese Hypothese dürfte man nicht verworfen, solange ihre Unrichtigkeit nicht bewiesen war — so würden alle übrigen Arbeiter aus; denn die Werkräume waren durchsucht worden, und es hatte sich keine Waffe gefunden. Ebenso war festgestellt, daß im Freien, in Buchweite, sich nichts fand. Wo konnte der Revolver also versteckt sein? Nur an einer Stelle. Und wer würde wahrscheinlich dieses Versteck bemerkt haben? Derjenige, der ungehindert Zugang dazu hatte und also abends oder in einigen

Tagen, wenn die Luft rein war, beim Heimgehen die Waffe wieder an sich nehmen und draußen irgendwo verschwinden lassen konnte. Sie werden gleich das corpus delicti sehen.“

Er trat zum Ofen und stockerte mit der Schöpfstelle in der heißen Metallflüssigkeit. Schließlich trat er mit der gefüllten Kelle an einen in der Ecke stehenden Eimer und ließ das Metall langsam abfließen, bis ein fester Klumpen an den Rand der Kelle rutschte.

„Wir wollen das kalt werden lassen. Da drin steckt der Revolver. Das Material hier, wie wir Zeitungleute sagen, schmilzt nämlich bei ziemlich niedriger Temperatur, so bei zwei-, dreihundert Grad; aber Stahl braucht das Bier bis Fünffache. Sie dürfen also sicher sein, daß der Revolver verhältnismäßig intakt zum Vorschein kommt. Die nicht abgeschlossenen Patronen müßte er natürlich fortwerfen, sie wären sonst in der Hitze explodiert.“

Die treue Gattin Ein neuer Roman von Sigrid Undset

Nach mehrjähriger Pause ein neues Werk von Sigrid Undset. Ein schweres, ein problematisches, ein schwerproblematisches Werk. Sie nennt es „Roman“. Ja, der äußeren Form nach ist „Die treue Gattin“ ein Roman. Dem Inhalte nach auch. Jedoch der Leser muß viel Geduld und Ausdauer haben, um diesen schwerfälligen Roman bis zum Ende oder gar bis zur Hälfte zu lesen. Schreibt man heutzutage noch so schwerproblematische Romane? Wird er fragen. Ja, Sigrid Undset hat ihn geschrieben. Ist es aber eine richtige Romanform? Wird er weiter fragen. Nun ja, Sigrid Undset hat diese und keine andere Form gewählt.

Die Norweger haben ein Verbund, das eigentlich in jede andre fremde Sprache nicht zu übersetzen ist. Es ist das Wort: smaapratt. Es ist weder mit „sprechen“ oder mit „plaudern“ zu übersetzen. Es ist eine ganz andre Nuance des Gesprächs. Zwei Menschen gehen spazieren oder sitzen auf einer Parkbank oder hocken am Kaminfeuer und wechseln wenige Worte. Kurze Sätze, aber viel Inhalt darin. Keine geistigen Akzente, aber gegenseitiges Verständnis. Pausen, die den Partner des Gesprächs sich in die Worte des anderen einfühlen lassen. Pausen, die auch oft mehr als Worte dem Herzen oder dem Verstand sagen.

Die norwegischen Dichter lieben diese Form der intimsten, der leisesten Dialoge. Sigrid Undset ist auch eine Norwegerin, sie liebt diese Art des Plauderns, und sie braucht sie privat. Sie vertreibt sie aber in ihrem neuen Werk. Ihre Selben und Geliebten sprechen viel, sie führen seitenlange Dialoge, sie reden mehr, als der weniger „trainierte“ Leser übertragen kann. Und sie berühren dabei die schwersten und schwersten Probleme. Nur ein Beispiel: Sigurd, der Ehemann der Heldin des Romans, die Kathalie heißt und kurz von allen Kathalie genannt wird, gesteht ihr seine Untreue. Keine Szenen, keine Ohstrie, keine Tränen folgen dem Geständnis. Nein, die beiden beginnen einen Dialog über seine Untreue, über die Untreue im allgemeinen, über die Untreue des Ehemannes als Gegenpol zu einer Untreue der Ehefrau, — und sie reden davon so lange, bis der Leser müde das Buch schließt und sich sagt: „Ich werde fortsetzen, wenn mein Kopf wieder ausgeruht sein wird.“

Ausgeruht und wieder stark interessiert folgt der Leser (und auch der Kritiker) den weiteren Kapiteln. Schleppend ist der Gang der eigentlichen Handlung und eng ist der Kreis der mehr diskutierenden als handelnden Personen. Kathalie ist die Hauptperson, sie ist das Zentrum, sie ist „die treue Gattin“. Wir haben schon den Namen ihres Gatten Sigurd erwähnt. Er hat einen Bruder, der seine besonderen Wege geht, der einen großen Gegensatz zu Sigurd bildet, der von Sigurd mehr getadelt als geliebt wird. Und die Schwägerin Sonja ist ein Gegenpol zu Kathalie, — indem

sie das Leben leicht nimmt und die Lebensgenüsse höher schätzt, als die von Kathalie verrichtete gemeinnützige Arbeit. Hiermit ist der eigentliche Kreis der Romanfiguren geschlossen. Sie treffen sich immer wieder und sie diskutieren, auch wenn sie die kleinsten Fragen des täglichen Lebens berühren.

Ja, wir finden im Roman noch andre Figuren, die eigentlich außerhalb der Handlung stehen. Nicht wenige Seiten sind ihnen von Sigrid Undset gewidmet, — aber nur der leicht erwidende Leser wird fragen, wozu sie da sind. Er wird gar geneigt sein, die betreffenden Seiten, ja, ein ganzes Kapitel nur flüchtig zu blättern. Der ernste Leser, sagen wir besser: der trainierte Leser wird sie nicht übersehen, diese Nebenpersonen und Nebenkapitel. Denn sie gehören zur Beleuchtung jener Probleme, die Sigrid Undset vor uns und für uns entrollt.

Nennen wir zwei Beispiele. Sigurd hat spät abends seiner Frau Kathalie seine Untreue gestanden. Nach der langen Debatte über ihr Eheproblem gehen sie ihn ihre Schlafzimmern und schlafen sich aus. Kathalie erwacht spät, unter dem Eindruck eines Traumes, der ihre Erinnerung an eine Nebenperson wachruft. Sie denkt nunmehr an diese Person, und viele sind die Seiten, die der fremden Person von der Dichterin gewidmet sind. Sind sie notwendig? Der gespannte Leser, der neugierig die Lösung des Ehekonfliktes kennen lernen wollen will, wird es verneinen. Der aufmerksame Leser wird diese schweren Seiten zum zweiten Male lesen: denn in ihnen liegt etwas, liegt vieles, was zur Beleuchtung des Problems so notwendig ist.

Ein zweites Beispiel. Mit großer Seelenruhe fährt Kathalie, die gestern nachts von der Untreue ihres Mannes erfahren mußte, am nächsten Morgen in die Stadt, wo sie ein gemeinnütziges Institut „Güte und Haus“ leitet. Eine Kontordame legt ihr die Post vor, und Sigrid Undset erzählt uns in langatmigen Sätzen auf vielen Seiten die Lebensgeschichte dieser Kontordame. Ist es notwendig? Wer Spannung sucht, wird die betreffenden Seiten rasch nacheinander umwenden. Der Kritiker, derjenige, der bei Sigrid Undset keine „Spannungen“, aber nur Psychologie sucht, wird diese Seiten mit verstärktem Interesse lesen. Denn sie beleuchten wiederum jene großen Probleme, die Sigrid Undset in so reicher Weise vor uns entrollt.

Die Handlung des Romans? Kann in wenigen Worten wiedergegeben werden. Kathalie ist eine Frau, die dem täglichen Leben sozusagen „entrißen“ ist und in ihrem täglichen Leben gefährt wird. Sie hat alle Frauenfehler, die wir Männer den Frauen so gern zuschreiben, sie hat aber auch eines Weibes, eines echten Weibes großzügige Charaktereigenschaften. Sie ist eine jener Frauen, die von ihrer Liebe zum

Ranne eingenommen, wieder und wieder von einer Blindheit getroffen werden, indem sie sich nicht vorstellen können, daß der Ehemann andre, als nur Familienwege gehen kann.

Dieser Typus kennen wir aus der Weltliteratur, die „blind“ an ihren Mann glaubende Frau ist keine neue Figur. Jedoch ist Kathalie eine moderne Frau, in dem Sinne „modern“, weil sie die Frau des heutigen Tages ist. Sie hat nicht nur an ihrer Arbeit Freude, sondern empfindet eine große Freude daran, daß sie imstande ist, ihrem Manne wirtschaftlich zu helfen, — und das progressive Wohlhaben der Eheleute ist mehr ihr Wert und Folge ihrer Arbeit, als sein Verdienst und seine Einnahmen.

Eigentlich liebt Sigurd seine Frau, aber sein Glück wird von dem Gedanken untergraben, daß er so vieles seiner Frau zu verdanken hat. Er ist mit sich unzufrieden, und sein männliches Instinkt zwingt ihn, einen Gegensatz zu suchen und zu schaffen. Er sehnt sich nach einer Frau, die er küssen und ernähren möchte, nach einer unbeholfenen Frau, die er auf seinen Armen tragen könnte, nach einer kindlichen Frau, die wirtschaftlich ganz von ihm abhängig sein soll. Er findet eine solche in einer ganz jungen Studentin, die das Leben noch gar nicht kennt und die die Schwere des Lebens nicht zu überwinden vermag. Und er ist so von diesem Instinkt ergriffen, daß er selbst seiner Frau die Untreue gesteht, — in der Form eines Problems! Sigrid Undset hat es zum Problem unserer Zeit gestaltet.

Die Lösung des Konfliktes ist wieder span-

nend oder besonders „modern“. Durch Klarheit geläutert, durch Ehrlichkeit erleichtert, lernen Kathalie und Sigurd verstehen, daß, wenn zwei Menschen ihr ganzes Leben zusammen leben wollen, sie sich auch gegenseitig auf die dem Manne und der Frau von der Natur gegebenen Instinkte einstellen müssen. Ist es mehr als eine problematische Lösung? Sigrid Undset unternimmt es nicht, alle die Probleme zu lösen, die sie in so reichem Maße berührt. Sie rollt sie auf, sie bringt sie vor das Forum der Leser, sie stellt die Fragen und vertieft die zu erwartende Antwort; die Leserte überläßt sie aber jedem einzelnen Leser und seinem Gewissen.

Man hat schon oft die Reizung von Sigrid Undset zur Problematik verglichen mit denjenigen Problemen, die Dostojewski so scharf zu stellen und so grell zu beleuchten verstand. Dostojewski war aber ein Gigant, und Sigrid Undset ist weder seine Tiefe, noch sein unbarmherziges Federstapel gegeben. Einen solchen Vergleich darf man nicht ziehen, und ich werde ihn lieber nicht machen. Nur will ich sagen, daß zwischen Dostojewski und Sigrid Undset doch eine große Epoche liegt, eine Epoche, die einen ganz neuen Frauentypus geschaffen hat. Solche Frauen, wie Kathalie, existierten doch nicht zu Lebzeiten Dostojewskis, — und darin liegt die Größe dieses neuen Romans von Sigrid Undset, daß sie die Frau unserer Tage mit ihrer Problematik prächtig und eindringend und überzeugend uns vor die Augen geführt hat. Als Spiegel der Zeit wird ihr neuer Roman noch lange leben.
R. Sukernikoff.

Nur Du

Es hat schon früher mal einer gesagt:
Es geht nicht weiter.

Es hat schon früher mal einer gefragt:
Wer hält mir die Leiter?

So hat alles seinen Wert.

Du bist einer,
einer, um den sich niemand schert;
die Leiter hält keiner.

Denk, daß jeder lieber steigt,
als die Leiter hält,
und jedem nur die Strafe zeigt,
auf der man fällt.

Werk dir: jeдем ist es egal,
es bu lebt aber nicht;
man findet es weiter nicht fatal,
wenn du verdirst.

Wenn dir einer die Stange hält,
dann nur du;
wart nicht auf die Offerte der Welt:
greif zu!

Reg Barth.

entsetzt drein... da, da nehmen Sie...“ Endlich rührte sich der Bettler und murmelte: „Danke Herr, danke Herr.“ Aber Gaston hörte es nicht mehr, denn er war schon hinausgeeil. Schließlich sind auch die besten Kerzen nicht aus Eisen, und Gaston brannte jetzt der Boden unter den Füßen.

Als der Bettler eine halbe Stunde später taumelnd vor Glück nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt. Da, da sieh her, was mit soeben einer gegeben hat“, und er warf den Knäuel Banknoten auf den Tisch. Die Frau erstarre. Dann, nachdem sie sich ein wenig gefast hatte, rief sie: „Ja Alter, Du hast recht, es gibt noch gute Menschen, wahrscheinlich war es so ein spleeniger Amerikaner, die sind ja manchmal so.“

Der Bettler zuckte die Achsel: „Wie soll ich's denn wissen, was für einer es war... ich bin doch seit zwanzig Jahren blind.“

Boten des Himmels

Aus Johannesburg in Südafrika wird berichtet, daß die dortige Polizei dem Schreiben einiger Weiser ein Ende machte, die unter der schwarzen Bevölkerung einen schreckhaften Handel betrieben hatten mit Pässen in S i m m e l r e i c h, die, einem Verstorbenen mit ins Grab gegeben, diesem die Pforten des Paradieses öffnen sollten...

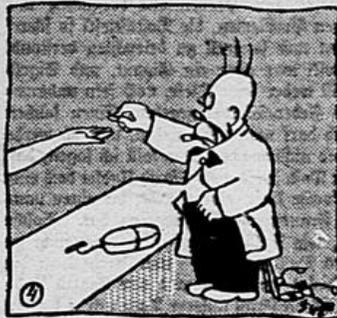
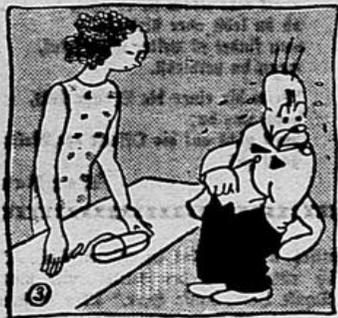
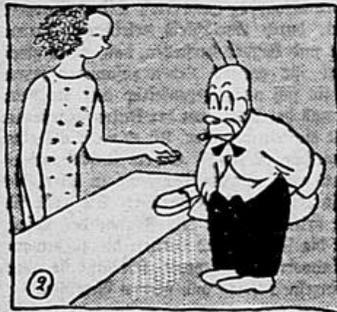
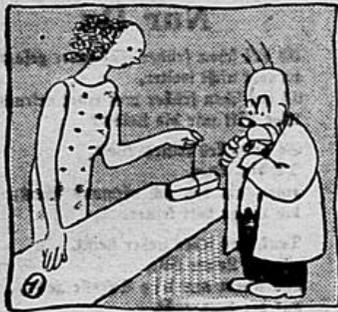
Dieser geradezu groteske Schwindel — merkwürdigerweise finden sich immer wieder Leute, und nicht bloß arme Negerlein, die auf solch haarsträubenden Betrug hereinfallen — erinnert lebhaft an zwei Fälle, die sich in der Tischschlosserei beziehungsweise in Jugoslawien ereigneten:

In der Gemeinde Koritna bei Ungar kam zu einer alten, einsam lebenden Frau im Januar 1928 ein Mann, der ihr erklärte, daß er zusammen mit ihrem Sohn im Krieg gefallen sei und jetzt mit diesem Sohn im Paradies lebe. Er habe aber Sehnsucht nach seinen noch lebenden Verwandten bekommen und sich einen kurzen Urlaub aus dem Jenseits erwirkt. Einen Urlaub bekomme man aber nur ausnahmsweise, und er könne auch ihren Sohn einen solchen beschaffen, wenn sie die Reisespesen in der Höhe von dreihundert Kronen zu zahlen bereit sei.

B. Paul: Der Mensch ist gut

In der Bahnhofshalle herrschte lebhaftes Durcheinander. Es war Reisezeit und unmittelbar vor Abgang eines Fernzuges, der in verschiedene frequentierte Wäber führte. Ein junger elegant gekleideter Herr trat in dem Augenblick in die Halle, als ein aufgeregter Reisender einem Kräger in gebrochenem Deutsch zu verstehen gab, sein Gepäc in ein Abteil erster Klasse zu verfrachten. Der elegante junge Mann warf einen flüchtigen Blick auf die beiden und ging dann, anscheinend interesselos, weiter. Hinter einer Säule, die ihn den Blicken der Vorübergehenden entzog, sah er selbst aber deutlich alles übersehen ließ, machte er halt und vertiefte sich ganz in die Betrachtung des quirlenden, summanden Betriebes, nicht ohne jedoch jenen vorhin bemerkten Herrn auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Der junge elegante Herr erwachte nicht den Eindruck eines Abreisenden, es schien vielmehr, als warte er hier auf ein bestimmtes Ereignis. Und dem war auch so. Gaston wollte nämlich beruflich hier, und von Beruf war er Taschendieb. Sein Opfer war diesmal jener aufgeregte Herr, den er nicht erst seit heute verfolgte, denn er war kein gewöhnlicher Dieb, der aus Geratewohl jemand in die Tasche griff oder sich mit Bagatellen begnügte. Oh nein, seine Methoden waren streng wissenschaftlich ausgearbeitet, und jeder einzelne Fall wurde bis ins letzte Detail durchdacht, ehe er an die Liquidierung schritt. So auch hier. Der Mann, den er diesmal aufs Korn genommen hatte, war ein reicher Amerikaner, den er bereits seit drei Tagen beobachtet hatte, so daß es für ihn ein Kleines war, ihm hier in der Halle zu erwarten, um hier geflissentlich die letzten Handgriffe vorzunehmen. Bahnhofsdiebstähle waren überhaupt keine Spezialität, denn nirgends konnte man leichter und sicherer unter-

tauchen als an diesen Orten voll Gast und Nervosität. So stand er also kühl und ruhig hinter der Säule, um das „Ereignis des richtigen Augenblicks“, wie er gerne sagte, abzuwarten. Das schien gekommen, als jener suchend umherblühte, endlich auf einen Zeitungskloß aueilte und sich einige Zeitschriften kaufte. In diesem Augenblick schob sich Gaston sanft vorwärts und zog mit unnachahmlicher Geschicklichkeit dem Opfer die Brieftasche. Voll ehrfürchtigem Stolz über seine Fingerfertigkeit sowie aus gewissen Sicherheitsgründen ließ er seinen Blick über die vorüberflutende Menge gleiten, als deren geheimes Schicksal er sich sozusagen fühlte. — Da plötzlich spürte er, wie ihn aus einer dunklen Nische herbor entsetzt zwei aufgerissene Augen anstarrten. Instinktiv prallte er zurück, stieß dabei an eine vorübergehende Dame, die etwas von einem fleghaften Benehmen murmelte, und schon sahen einige Passanten auf ihn. In dem Moment gewann Gaston seine Haltung wieder. Höflich entschuldigte er sich bei der Dame, während er gelassen auf die Nische zuschritt, aus deren Dunkel das Augenpaar herüberstobte. Es gehörte einem Bettler, stellte Gaston fest, der dort seinen Standplatz besaß und allem Anschein nach den ganzen Vorgang mitangesehen hatte. „Wie ich nur den übersehen konnte“, schob es ihm durch den Kopf, „man ist eben noch immer kein Meister... na, ich will ihm ein schönes Schweigegeld geben, das wird ihm sicherlich lieber sein, als mich der Polizei angeben.“ Und da stand er auch schon vor dem Ranne, sah ihn vielsagend an und flüsterte: „Da guter Freund, Sie sollen nicht sagen, daß ein Blick zur rechten Zeit nicht Goldes wert ist. Hier...“ er drückte ihm knisternde Banknoten in die Hand... aber Sie werden ichweigen... nicht wahr... na, so sehen Sie doch nicht jo



Copyright P. L. B. S. & Co. Copenhagen

Adamson in Verlegenheit

Und — man mag es glauben oder nicht — die alte Frau gab dem Schwindler tatsächlich dreihundert Kronen!

Schamplatz des zweiten Falles war ein großer Beimgarten in der Nähe der jugoslawischen Stadt Tatal. Der Besitzer des Beimgartens, ein reicher Bauer namens Michailo, hatte in einer Septembarnacht des Jahres 1923 mit einer Pinte beauftragt, zwischen den Nebenhöfen in einer Septembarnacht des Jahres 1923 zu beschließen. Da plötzlich gewahrte er eine Gestalt in vollkommen weißen Kleid, die auf ihn zutrat und also sprach: „Michailo, ich bin der Sohn Gottes, vom großen Vater hergesandt, zu sehen, was du machst. Ich bin dir gut gesinnt — doch was machst du? Mit der Waffe in der Hand bist du mein Blut, den Mann, bewachen? Bist du, das dies eine arge Sünde ist!“ Welche Worte zur Folge hatten, daß der zerknirschte Michailo, entsetzt über die Schwere seiner Schuld, eilfertig nach Hause trabte — indes der „Sohn Gottes“ zusammen mit einigen Kumpanen sich in aller Ruhe über die fahrgigen Kräuben hermachte... *E r a n t M a c h e t.*

Theaterdirektoren schmunzeln ...

Talent und Frechheit

Zu Heinrich Laube, dem berühmten Direktor des Burgtheaters, kam eines Tages ein recht flötter, junger Mann und bat ihn, doch sein schauspielerisches Talent zu prüfen. Der Jüngling fügte die Worte hinzu:

„Talent ist die Hauptsache, aber ohne Frechheit kommt man auch nicht vorwärts.“

Direktor Laube ließ sich etwas widersprechen und sagte dann:

„So, junger Mann — nun versuchen Sie es mal mit der Frechheit...“

Die besten Stücke

Einem Budapest Theaterdirektor war es passiert, daß er durch Zufall nicht mehr zu einem Souper eingeladen wurde, an dem er sonst immer teilgenommen hatte.

Ironisch meinte er zu seinem Sekretär: „Ich weiß schon, warum mich der Bankier heute nicht mehr eingeladen hat!“

„Ja, warum denn...?“

„Weil ich mir immer die besten Stücke ansuche...!“ meinte schmunzelnd der Direktor.

Jarno und der Librettist

Der Schriftsteller F. qualte jeden Theaterdirektor mit seinen Erzeugnissen. Einmal erwählte er Direktor Jarno beim Weggehen.

„Darf ich Sie ein Stück begleiten, Herr Direktor?“

„Ein Stück schon“, erwiderte Jarno schmunzelnd, „aber es darf nicht von Ihnen sein.“

Der unbekannt Bekannte

Burgtheaterdirektor Schlenker wurde von einem Theateragenten gefragt, ob er den Schauspieler Polipny kenne.

Der Direktor schüttelte den Kopf.

„Bardon, Herr Direktor, aber den Neudegg kennen Sie doch sicher?“ erkundigte sich der Agent weiter.

„Nein“, antwortete Schlenker, „da kenne ich noch eher den Polipny!“

Marionetten

Der wegen seines schwarzen Bihes bekannte Theaterdirektor F. besuchte unlängst Professor Lechners Figurentheater.

Nach Schluß der Vorstellung suchte er den Meister auf.

„Ich beneide Sie, lieber Herr Professor“, meinte Direktor F., der gerade unter den Lau-

nen eines Statts zu leiden hatte, faustfächtig lächelnd. „Sie können nach jeder Vorstellung Ihre Schauspieler aufhängen.“

Walter Felen.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22. Post Modian bei Tepitz-ScbSbna.

SCHACHAUFGABE Nr. 332.

Von Robert Benda, Pilsen.

(„Nová doba“.)

Schwarz: Kd5, Bc6, e5. (3)



Weiß: Kb3, Dg1 Sf5, g7, Bb6, e2, g3. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 329: Dd1-K3!

Schöffel Anton, Schürbitz; Waníek Franz, Hertise; Bentei Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Nitsch Rosa, Trupschitz; Richter Karl, Politz a. E.; Dinnebler Emil, Tetschen. Pusch Bruno, Kischwitz a. E.; Hatz Erwin, Schindler Robert, Chlambak Teo, Hofeld Otto, Löbnüller Hans, Freund Anton, Tyle Wladimir, sämtlich Westerritz; Bretschneider Otto, Drakowa; Ulbert Rudolf, Proseditz; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Havel Franz, Modian; Berger Josef, Kleinrauzed, Eichler Gretel, Drakowa; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Hyma Josef, Hostomitz.

PARTIE Nr. 122.

Gespielt um die Meisterschaft 1937 der Arbeiter-Schachvereine in Pilsen.

Weiß: Dr. Břetcha, Skvrňany. Schwarz: Dálnický, Pilsen. Damegambit.

- | | | |
|----|--------|--------|
| 1. | d2-d4 | d7-d5 |
| 2. | g2-g3 | g6-g5 |
| 3. | c3-c4 | c7-c6 |
| 4. | h2-h3 | e7-e6 |
| 5. | Le3-e2 | Lf8-e7 |
| 6. | e2-e3 | Sb8-d7 |
| 7. | c4xc5 | e6xc5 |
| 8. | Lf1-d3 | 0-0 |
| 9. | Dd1-c3 | Tf7-e8 |

Beszer ist Dd2!
10. e-0 Sd7-f8
11. Sg5-e6 Sd6-d7
12. Lg5xe7 Dd8xe7
13. f2-f4 T7-f5 (Sxg5?)
14. Tg3-f3 Sd7xe5
15. f4xe5 Le8-d7
16. Ta1-f1 Ta8-c8
17. Tf3-h3 e7-e6
18. Dc2-e2 a7-a6
19. e2-e3 Ld7-e6
20. Th3-g3 Kg8-h8
21. Dc3-e2 Sd8-d7
22. Sc3-e2 Le6-h5
23. Ld3xe5 a6xb5
24. Sc2-f1 Tc8-c7
25. Sd4xe6! Schaut auf den ersten

Blick wie ein Fehler aus: das Opfer ist jedoch ganz korrekt und von Weiß gut berechnet.

- | | | |
|-----|----------|--------------------------------|
| 25. | --- | f4xe6 |
| 26. | g4xf5 | Sd7-f8 |
| 27. | f5xe6!!! | einzig! Dc7-e7 |
| 28. | Dg2-h3+ | Kb8-g8 |
| 29. | Tf1-e7 | Tc7-c1+ |
| 30. | Kc1-e2 | Tc1-c2+ |
| 31. | Kf2-f3 | Dg7xf7! Sxg5 sollte geschehen! |
| 32. | g6xf7+ | Kc8xf7 |
| 33. | Dh3-h4 | Tc8-c7 |
| 34. | Dh4-h5 | und Schwarz gibt auf. |

Eine von Führer der weißen Steine gut gespielte Partie.